



22. Hessischer Architektentag widmet sich dem komplexen Thema „Fassade“

Mehr als eine schützende Hülle

Bereits zum 22. Mal fand am 24. Juni der Hessische Architektentag statt, den die Architekten- und Stadtplanerkammer Hessen (AKH) seit einigen Jahren erfolgreich in Kooperation mit der LBS Hessen-Thüringen durchführt. In diesem Jahr standen „ Fassaden für den Wohnungsbau – Schnittstellen zwischen Innen- und Außenraum“ im Fokus, ein Thema, das wieder großen Zuspruch fand: Fast 700 Architektinnen und Architekten verfolgten in der Neu-Isenburger Hugentottenhalle die von Reinhard Hübsch, leitender Kulturredakteur beim SWR2, fachkundig moderierte Veranstaltung nicht nur über Gestaltungsmöglichkeiten der äußersten Schicht eines Gebäudes, sondern ebenso über ihre historische, kulturelle, (landschafts-)räumliche oder funktionelle Bedeutung. In anregenden und vielschichtigen Beiträgen schauten die Referenten über den Tellerrand hinaus, auch ein Blick in eine mögliche Zukunft des Bauens vor dem Hintergrund der Energiewende durfte nicht fehlen.

„Do it with an architect!“

Die Kammerpräsidentin Brigitte Holz eröffnete den Architektentag zusammen mit der Direktorin des Vertriebsmanagements der LBS Hessen-Thüringen, Kerstin Kleine. In einem Einführungsgespräch lobte Brigitte Holz das Engagement des Landes und der Bundesregierung im Bereich der Flüchtlingsunterbringung. Es sei zwingend erforderlich, Konzepte zu verfolgen, die zu einer raschen Integration der dauerhaft bei uns verbleibenden Flüchtlinge führen. Gefragt seien kostengünstige Unterkünfte, die Aufenthalts- und Wohnqualitäten mit entsprechender Nahversorgung böten.

Auch die aktuellen Herausforderungen des Wohnungsbaus diskutierten Holz und Kleine. In Ballungszentren wie München und dem Rhein-Main-Gebiet, wo die Bewohnerzahlen auch in den kommenden Jahren steigen werden, herrsche weiterhin ein großer Mangel an bezahlbarem Wohnraum. Auf dem Land schrumpfe hingegen die Bevölkerung, was zu einem Preisverfall der dortigen Immobilien führe. Obwohl

seit 2011 die Zahl neu gebauter Wohnungen wieder steige, sagte Kerstin Kleine, müssten auch Altbestände weiter saniert werden, um die Nachfrage in den Städten wenigstens annähernd zu decken. Hierbei, so Brigitte Holz, seien die Architekten in der Verantwortung, auch dem Bereich der Fassade große Aufmerksamkeit zu widmen, denn Fassaden erfüllten nicht nur bauphysikalische und funktionelle Anforderungen, sondern dienten darüber hinaus



Brigitte Holz und Kerstin Kleine im Gespräch mit Reinhard Hübsch

als „Kommunikatoren zwischen Mensch und Stadt“ und als Visitenkarten für ein Quartier. Auch wenn Bauherren mittlerweile wieder mehr in die Gebäudehülle investierten, sei der „baukulturelle Nachholbedarf“, wenn es um die „Schönheit“ von Häusern gehe, noch groß.

Die Fassade aus architekturtheoretischer Sicht

Nach der einführenden Diskussionsrunde begann das eigentliche Programm des Architektentages. Der erste Referent, Professor Dr. Dietrich Erben, Inhaber des Lehrstuhls für Theorie und Geschichte von Architektur, Kunst und Design an der TU München, betrachtete die Fassade im Spie-



Prof. Dr. Dietrich Erben

gelbild der gesellschaftlichen Entwicklungen und schlug den kulturhistorischen Bogen von der Renaissance bis in die Zeit der Nachmoderne. Am Beispiel des Palazzo Medici in Florenz zeigte er, dass die Fassade im 15. und 16. Jahrhundert das „öffentliche Gesicht des Bewohners“ war. Sie diente der gesellschaftlichen Repräsentation. Noch bis zur Wende um 1900 waren Fassaden die Dokumente ihrer Verfasser und sehr zeichenhaft ausgeprägt. Mit der Moderne in den 1910er und 1920er Jahren kam allerdings die Fassadenskepsis. Die Fassade war nur noch eine „Funktion des Gebäudeinneren“, in den 50er- und 60er-Jahren wurde die Fassade sogar fast zu einem Schimpfwort. Damit sei die Moderne ein kompletter Gegenentwurf zu den „standesgemäßen Verlautbarungen“ der Epochen zuvor, resümierte Erben.

Heute, so Dietrich Erben, herrsche ein

„mausetoter Klassizismus“, der wenig Stoff zum Nachdenken gebe. Häuser würden wie „hermetische Bollwerke“ gebaut. Dabei findet Erben, dass bauliche Kontraste an Fassaden durchaus ansprechend seien, unterschiedliche Stile müssten sich nicht zwangsläufig einander anpassen. Leider sei aber der ästhetische Verfall der Fassaden offensichtlich, individuelle Merkmale eines Gebäudes würden zerstört. Erben bedauert, dass die „graue Architektur“ in der Stadt neuen Entwicklungen weiche und plädiert für Wohnhäuser als „Horte des Widerstandes“.

Naht- und nicht Schnittstelle: Wohnen in Japan

Nach diesem anregenden Referat über die Bedeutung der Fassade im europäischen Raum ging der Blick in den fernen Osten, in einen für uns fremden, aber ungemein spannenden Kulturkreis: Japan. Professor Ulf Meyer, Architekt und Autor aus Berlin, hat lange in Tokio gelebt und gearbeitet. Der Asienexperte informierte das Auditorium zunächst über die Besonderheiten des Zusammenlebens und des Bauens in der Megacity Tokio, bevor er drei ausgewählte Beispiele für eine gelungene Architektur vorstellte. So zeigte Meyer anhand von Fotos, dass Tokio keine Hochhausstadt ist. Das Gros der Gebäude besteht aus Ein- oder Zweigeschossern, die auf handtuchgroßen Grundstücken stehen. In Tokio können Häuser bis zu zwei Meter schmal sein, da dies die zulässige Mindestbreite für Wohnhäuser dort ist. Die Wohnung selbst ist ein sehr privater Bereich für Japaner, ein Ort zum Rückzug, jedoch kein Ort der Repräsentation. Das Leben findet draußen statt, auf der Straße, in Restaurants, am Arbeitsplatz. Die Wände der Wohnhäuser bestehen oft traditionell aus Holz und Papier und bieten daher keinen Wärme- oder Lärmschutz. Die Gestaltung des Inneren wie auch des Äußeren ist meist sehr minimalistisch.

Seit einigen Jahren allerdings interpretieren einige ambitionierte japanische Architekturbüros diesen Minimalismus neu und erregen damit weltweites Interesse an ihren Entwürfen. Ulf Meyer, der schon seit einiger Zeit diese „Perlen der japanischen Baukunst“ sucht und im „Architekturfüh-



Prof. Ulf Meyer

rer Tokio“ zusammengefasst hat, zeigte in seinem Vortrag exemplarisch drei kontemporäre Wohnhäuser. Das „Frame House“ von Apollo Architects ist ein dreigeschossiger Stahlbetonbau auf einem extrem schmalen Grundstück, das durch seine umgedrehte L-Form einen Stellplatz für ein Auto ermöglicht – ein rares Gut in Tokio. Das Haus zeichnet sich außerdem durch seine sehr klare, reduzierte Innenraumgestaltung aus. Als zweites stellte Meyer das Kanagawa-Apartment in Yokohama vom Architekten Osamu Nishida vor. Dieses besteht aus vier privaten Hausteilen, die einen halböffentlichen Innenraum umschließen. In diesem offenen Atrium wird gekocht, gegessen und gewohnt. Als letztes präsentierte Ulf Meyer das Projekt „MoyaMoya“ in Higashi-Kurume, ein Wohnhaus für eine Modedesignerin. Der Architekt Fumihiko Sano entwarf einen Kubus, dessen äußere Hülle von einer Doppelfassade gebildet wird: Vor der einfachen, weißen Außenwand befindet sich eine zweite Ebene aus einem Edelstahlgewebe, durch das – wie durch einen Filter – trotzdem Licht und Blicke dringen können.

Sechs berufliche Meilensteine

Dem architektonischen Exkurs nach Fernost folgte ein mitunter emotionaler Moment: die Verabschiedung von Rolf Toyka, dem langjährigen Geschäftsführer und Leiter der Akademie der AKH, der im November des Jahres in den (Un-)Ruhestand geht. Die Kammerpräsidentin Brigitte Holz würdigte sein unermüdliches Engagement, seine weitreichenden Ideen und Neuerungen – er war unter anderem der Initiator des ersten Hessischen Architektentages 1988 in



Rolf Toyka und Brigitte Holz

Hofheim –, die die Aufgaben, Ziele und das öffentliche Auftreten der AKH nachhaltig geprägt hätten. Holz fasste sein Wirken für die Kammer in sechs beruflichen Meilensteinen zusammen. Erstens: Gründung der Akademie der AKH 1989. Diese widmet sich seither vorrangig der Aus-, Fort- und Weiterbildung sowie der Praxis-Forschung für die vier in der AKH vertretenen Berufsfelder Architektur, Innenarchitektur, Landschaftsarchitektur und Stadtplanung. Zweitens: Förderung von interdisziplinären Teams, die in „Werkstattwochen“ zukunftsweisende Ideen entwickeln. Drittens: Seine Aktivitäten im Bereich „Architektur für Kinder“ seit 1998. Toyka publizierte Schul- und Kindersachbücher und rief verschiedene Veranstaltungen für Kinder ins Leben, die andere Kammern ebenfalls in ihr Programm aufnahmen. Viertens: Seine leitende Funktion beim Umbau des „Haus der Architekten“ in Wiesbaden. Fünftens: Start der Reihe „Architektur und...“, die Architektur stets in einen ungewöhnlichen Kontext stellt, beispielsweise Mode, Kochen oder Musik. Und sechstens: Sein großes ehrenamtliches und berufliches Engagement für die Architektur und die Architekten.

Toyka dankte Brigitte Holz und ließ sich nicht nehmen, noch einmal intensiv auf die Bedeutung der Akademie und auf die Fortführung seiner Arbeit hinzuweisen. Er betonte, die Wahrnehmung des Architekten als „kreativer Problemlöser“ und als „Manager am Bau“ müsse auch weiterhin in der Öffentlichkeit gefördert werden. Die AKH habe hierfür bereits viele Maßnahmen ergriffen, die auch in Zukunft ein wichtiger Baustein der strategischen Kammerarbeit sei.

Wohnen im Lärm der Stadt

Nach der Pause holte die Architektin und Geschäftsführerin des Berliner Architekturbüros léonwohlhage, Professor Hilde Léon, die versammelten Architekten wieder zum Thema Fassade ab. Am Beispiel der beiden Münchener Wohnungsprojekte ihres Büros „Wohnen am Mittleren Ring“ und „Funkkaserne Nord“ am Frankfurter Ring sprach sie über die Bedeutung der Fassade als Lärmschutz. Täglich fahren bis zu 150.000 Fahrzeuge über den Mittleren Ring, der trotz dieser Verkehrsbelastung in einigen Bereichen eine hohe Wohndichte aufweist. Um diesen Wohnungsbestand und seine Freibereiche mit einer ergänzenden Bebauung zu schützen, schrieb die Stadt München einen Wettbewerb für eine Schallschutzmaßnahme aus, den das Büro léonwohlhage für sich



Prof. Hilde Léon und Reinhard Hübsch

entschied. Die Architekten ergänzen in ihrem Entwurf die offene Zeilenstruktur des Bestandes mit fünf sechsgeschossigen neuen Wohnhäusern. Diese stehen parallel zum Mittleren Ring und schließen damit die Öffnungen zum Lärm. Zur Straße hin sind die Fassaden entlang einer weiten Kurve mit geschuppten Elementen in Gelb- und Grüntönen bekleidet. Die Wohnungen orientieren sich zum Innenhof hin und wenden sich von der Straße ab.

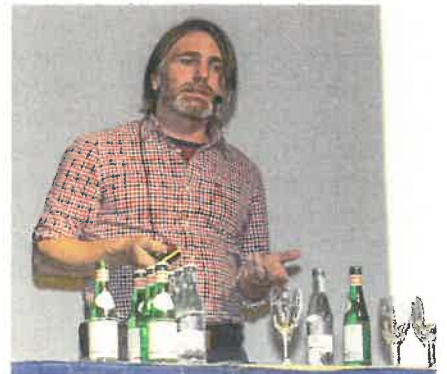
Das zweite vorgestellte Münchener Projekt hatte ähnliche Rahmenbedingungen, auf die die Architekten mit dem Entwurf reagierten: Am stark befahrenen Frankfurter Ring sollten ruhige und geschützte Wohnbauten entstehen. Das Büro léonwohlhage schlug auch hier vor, die Baukörper selbst als Schallschutzmaßnahme auszubilden. Über eine differenzierte Strukturierung der Baukörper, eine intelli-

gente interne Organisation gemäß den Erfordernissen des Schallschutzes und über eine auch hier ansprechende Fassadengestaltung gelang es den Architekten, den Lärmschutz zu einem architektonischen Thema zu machen und ein ruhiges Wohnen zu ermöglichen.

Die Lochfassade neu interpretiert

Im Projektmaßstab kleiner, aber ebenso spannend in der gestalterischen Lösung sind die beiden Wohnhäuser, die der Architekt Alexander Nägele vom Büro SoHo aus Memmingen vorstellte. In der Altstadt von Memmingen ersetzen die Architekten ein marodes Stadthaus durch ein zeitgemäßes Wohngebäude, das sich trotz seiner modern interpretierten Straßenfassade in das Bild der Altstadt einfügt. Das Projekt KE 12, benannt nach seinem Standort in der Kempter Straße 12, bietet Platz für zwei Wohnungen auf vier Stockwerken. Die Räume der beiden Wohnungen liegen nicht direkt übereinander, sondern sind spiralförmig angeordnet, sodass sie sich abwechselnd zur Straße und zum Hof hin orientieren. Mit seiner Höhe, der Dachform und den Lochfenstern nimmt der Bau die äußere Gestalt des Vorgängers auf, hebt sich aber mit seiner strahlend weißen Fassade von der Umgebung ab. Die Rückfassade zum Hof hin ist mit sehr dunklem Holz bekleidet, wie es auch bei anderen Häusern der Altstadt zu finden ist.

Eine dunkel lasierte Holzverschalung wählte das Büro SoHo auch für das zweite von Nägele gezeigte Projekt, das rückwärtig an den Hof von KE 12 anschließt. Für dieses Wohnhaus bauten die Architekten eine alte Schlosserei um. Die Konstruktion



Alexander Nägele

konnte zum großen Teil erhalten werden, wodurch sich unter anderem ein fast acht Meter hoher, offener Dachstuhl ergab, der heute die Funktionen Wohnen, Kochen und Essen aufnimmt. In den beiden Geschossen darunter sind die Schlafräume, Bäder und eine Werkstatt untergebracht.

Kontaktzonen zwischen Landschaft und Architektur

Der Landschaftsarchitekt und Professor an der TU München, Dr. Udo Weilacher, beschäftigte sich im Anschluss an Alexander Nägele mit der Frage: Wie steht das Außen mit dem Innen in Verbindung? Für die Gestaltung der Kontaktzone zwischen innen und außen sei essentiell, die „Durchlässigkeit der Raumgrenze“ zu gewährleisten, denn die Außenfassade eines Zuhauses stelle zugleich die Innenfassade des Außenraumes dar. Zudem wies er darauf hin, dass der Übergang vom Innen- zum Außenraum nur dann gelingen könne, wenn beide Räume hohe Aufenthalts- und Lebensqualität böten. Udo Weilacher betrachtete in seinem Vortrag die Übergangszone aus drei Perspektiven: Wie sieht die Kontaktzone zwischen Landschaft und Architektur im Plan aus, wie im Schnitt und wie in der Ansicht?

Die wichtigste Voraussetzung für die Entstehung einer guten Übergangszone zwischen innen und außen sei die synchrone Entwicklung beider Raumbereiche. Architekt und Landschaftsarchitekt, so Weilacher, müssten deshalb Hand in Hand an



Prof. Dr. Udo Weilacher

der Gestaltung dieser Zone arbeiten. Daraus folgert Weilacher, dass gute Kontaktzonen zwischen Landschaft und Architektur nur entstehen können, wenn sich bereits im Plan das Innen mit dem Außen sinnvoll verbindet.

Wer die Kontaktzone im Schnitt betrachtet, müsse sich, laut Weilacher, folgende Fragen stellen: Wie reagiert die Architektur auf die Topografie? Welche Qualität hat die gestaltete Landschaft, die sich unmittelbar anschließt? Daraus leitet er ab, dass die fundamentale Kontaktzone zwischen Architektur und Landschaft die zum Boden sei, welche entsprechend gestaltet werden müsse.

Zur Betrachtung der Kontaktzone in der Ansicht nennt Udo Weilacher als Beispiel das Projekt „Bosco Verticale“ in Mailand von Stefano Boeri, das zurzeit weltweit gefeiert wird. Auf zwei Hochhäusern lässt der Architekt jeweils 20.000 Pflanzen und 800 Bäume wachsen, um damit eine Zukunftsvision für die Stadt von morgen zu schaffen. Doch Weilacher steht dem skeptisch gegenüber und fragt, ob diese Strategie wirklich praktikabel sei, denn die bepflanzten Hochhäuser können nur mit sehr viel baulichem und technischem Aufwand realisiert werden. Für Udo Weilacher ist dies keine flächendeckende Lösung für unsere Städte.

Aktiv statt passiv

Zum Abschluss des Veranstaltungstages stand die Fassade im Kontext der künftigen Energieversorgung im Mittelpunkt. Der Stuttgarter Bauingenieur und Architekt Prof. Dr. Werner Sobek führte den versammelten Architekten deutlich vor Augen, wie unsere Zukunft bei der momentanen weltweiten Bevölkerungsexplosion und dem Rückgang der natürlichen Ressourcen aussehen könnte. In seiner Arbeit konzentriert sich Sobek daher schon seit vielen Jahren auf die Entwicklung von ingenieurtechnischen Lösungen für die globalen Probleme. Für ihn gehe es darum, den nachfolgenden Generationen eine gebaute Umwelt ohne riesige Müllberge und immense Energieverbräuche zu hinterlassen. Er handle daher nach dem griechischen Bauernsprichwort „Einen Olivenbaum pflanzt man für die Enkel!“ Das solle die Philosophie aller beim Bauen sein, findet er. Wie er mit



Prof. Dr. Werner Sobek

diesem Thema umgeht, zeigte Sobek anhand des Forschungsprojektes B 10, das er als Aktivhaus als Gegenentwurf zum geschlossenen System eines Passivhauses entwickelte. Bei Passivhäusern bestehe unter anderem das Problem, dass die Beziehung zwischen dem einzelnen Gebäude und seiner Umgebung vernachlässigt würde. Das Aktivhaus B 10 in der Stuttgarter Weißenhofsiedlung, benannt nach seinem Standort im Bruckmannweg 10, ist hingegen mit seinen Nachbarhäusern verbunden und versorgt sie mit Energie, denn der Bau produziert dank eines ausgefeilten Gebäudekonzepts und der selbstlernenden Gebäudesteuerung mehr Energie aus nachhaltigen Quellen, als er selbst verbraucht. B 10 ist als einfacher eingeschossiger Pavillon mit Wohnraum, Küche, Bad und Haustechnikraum konzipiert, welcher größtenteils im Werk vorgefertigt und in nur zwei Tagen aufgebaut wurde. In einer dreijährigen Nutzungsphase werden fortwährend die Energieerzeugung und der Energieverbrauch des Hauses sowie weitere Daten gemessen, um sie anschließend an der Uni Stuttgart auszuwerten. Da das Haus zu 100 Prozent recyclebar ist, kann es nach der Nutzung vollständig in den Stoffkreislauf zurückgeführt werden. Die Ergebnisse des Forschungsprojektes, so Werner Sobek, bildeten die Grundlagen für zukünftige Haus- und Wohnkonzepte, die als Ziel die energetische Autarkie anstreben. ■

Alexandra Busch